

Heinrich Brüning

werden, auch dann nicht, wenn längst von ihm Gewünschtes endlich getan wurde, aber eben doch nicht genau so, wie er es sich gedacht hatte. „Das ganze Gespräch (mit einem Staatssekretär im Innenministerium) bestätigte meinen ersten Eindruck eines leichten Umschlags Englands von Beschwichtigung zu Kriegslust ohne klare Vorstellung von der deutschen Kriegsmaschine...“

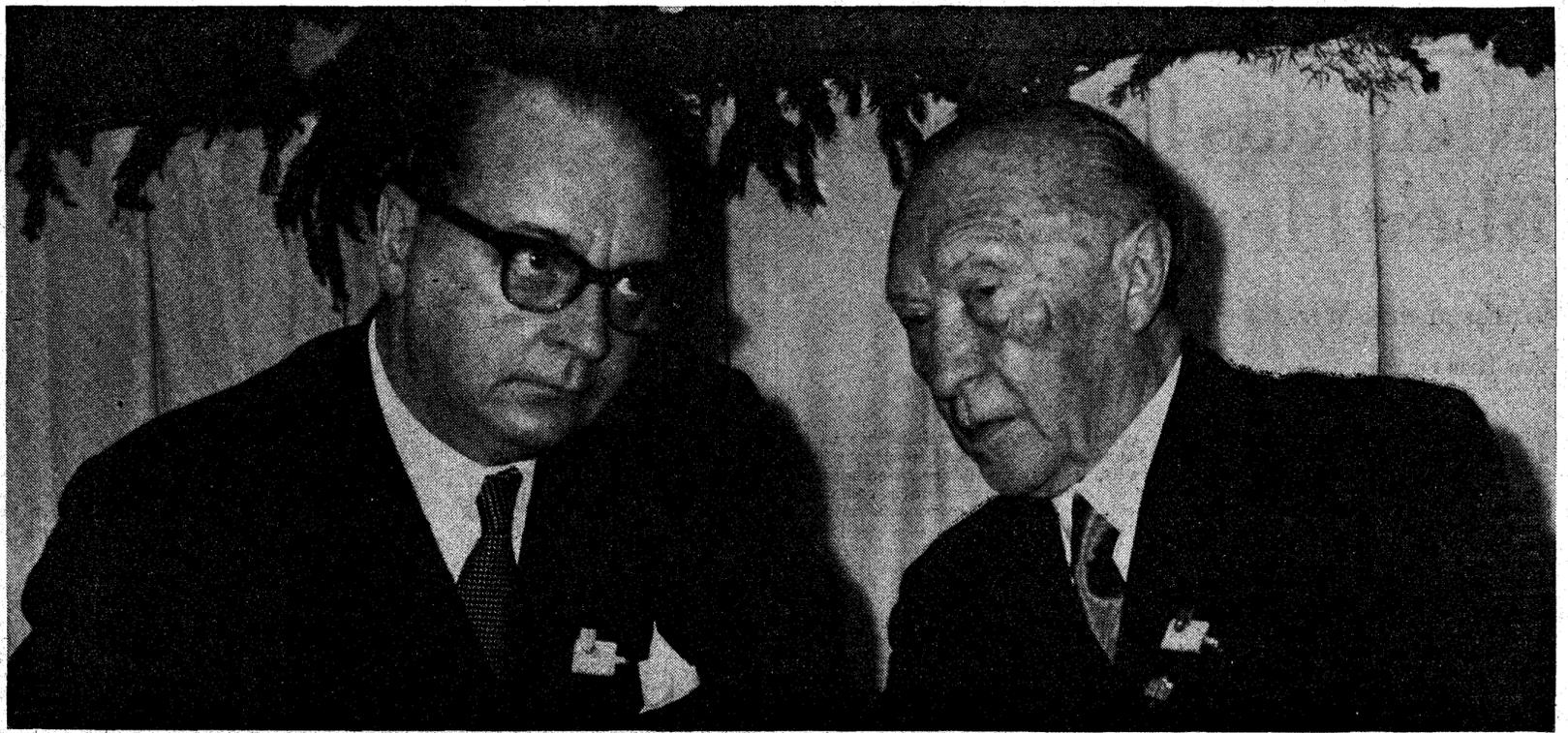
Während des Krieges verlieren Brünings Briefe und Gespräche etwas an Interesse. Ganz richtig haben die Herausgeber, die sonst jedem Jahr ein Kapitel widmen, die Jahre 1942 bis 1945 zu einem einzigen zusammengezogen. Die Europa-reisen müssen aufhören, die Begegnungen mit englischen Politikern und Freunden fallen fort. In Amerika ist man weit vom Schuß, auch nach „Pearl Harbor“. Die Entfernung dämpft die Nachrichten aus Europa, macht sie abstrakt, so schrecklich sie sind; um sich die Wirklichkeit vorzustellen, von der sie melden, bedarf es mitleidender Phantasie. An der fehlt es Brüning nun allerdings nicht. Grauen machen ihm die Bombenangriffe der Alliierten; teils, weil sein Herz so sehr an den alten Städten hängt, teils wegen der „moralischen Einstellung“, welche die angelsächsische Bomberstrategie erkennen läßt. „Alle Londoner Kirchen zusammen besitzen weder das Alter noch die Schönheit der Kirchen in meiner Heimatstadt (Münster), aber die Zerstörung wird sowohl von den Engländern als auch in der hiesigen Presse als große Heldentat gerühmt und nicht als Barbarei, da sie sich ja gegen andere richtete...“ Das alte Lied: wer schlecht gegen eine schlechte Sache kämpft, wird selber schlecht.

Im Politischen ist Brüning nun äußerst zurückhaltend. Auch seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem amerikanischen Kriegsminister Stimson bleiben eigentlich unfruchtbar. Eine Hauptthese wird so oft wiederholt, daß ich mich des Verdachtes nicht erwehren kann, er habe da doch eine Versuchung in seiner eigenen Seele bekämpft: Emigranten können und sollen keinen politischen Einfluß nehmen. Was zu Hause vorgeht, davon haben sie keine Ahnung; auch sind sie dort völlig vergessen. Nichts lächerlicher und gefährlicher als die Idee einer deutschen Exilregierung, die später durch feindliche Bajonette nach Deutschland zu transferieren wäre. Man kann verstehen, daß politische Emigranten in New York ihm diese Haltung verübelten, zumal linke und ultralinke.

Dem anglo-amerikanischen Bündnis mit Rußland, aus dem später die „Vereinten Nationen“ hervorgehen, traut er nicht, das heißt, er traut den Russen nicht, er ahnt in der Folge ihres zu erwartenden Sieges neue schwere Gefahren am Horizont. Aber war es nicht er selber, der 1938-39 für militärische Zusammenarbeit zwischen Stalin und den Westmächten plädierte, zu einer Zeit, als die feine englische Gesellschaft noch davor zurückschreckte?

Das Jahr 1944 ist für ihn „das schlimmste meines Lebens“; der 20. Juli und was danach kam, „das Blutbad unter meinen Freunden“, die kalte Gleichgültigkeit oder Verachtung, welche die Alliierten dem deutschen Widerstand entgegenbringen. Die allmählich Form annehmenden Nachkriegspläne der Sieger gehen über seine schlimmsten Befürchtungen hinaus. Übrigens ist er viel krank, zumal herzleidend; vielleicht hat das leidende Herz mit dem schweren, kummer-vollen Herzen zu tun. Trost findet er nur noch in Studien, die ihn in die Vergangenheit tragen; er lese, schreibt er, soviel wie nie zuvor. Sehnsucht nach der Geborgenheit einer Bibliothek hat in seinem Geist mit dem Drang zur politischen Aktion wohl von jeher gestritten.

Er wacht wieder zu sich selber auf nach dem endlichen, dem so fürchterlich verzögerten deutschen Zusammenbruch. Selber darf er in die zerstörte, hungernde Heimat noch jahrelang nicht reisen. Aber er kann wieder Briefe senden. Eine seiner ersten Grußbotschaften geht an den ehemaligen, den neuen Oberbürgermeister von Köln, Adenauer...



Außenminister von Brentano und Bundeskanzler Adenauer: Mit- und Gegeneinander von zwei gänzlich verschiedenen Temperamenten

Aufnahme: Staatsbibliothek Berlin

Getreuer Eckart am Venusberg

Der Briefwechsel zwischen Konrad Adenauer und Heinrich von Brentano / Von Josef Joffe

Weder Konrad Adenauer noch Heinrich von Brentano waren ausgeprägte Kinder des Telefon- und Kopiergerät-Zeitalters. Ihrem Schreibfleiß und der Freigabe ihrer ausgedehnten Korrespondenz durch Michael von Brentano, einen Neffen des 1964 verstorbenen ehemaligen CDU-Fraktionsvorsitzenden (1949 bis 1955/1961-1964) und Außenministers (1955 bis 1961), verdanken wir eine faszinierende Erschließung zeitgeschichtlichen Neulands:

Arnulf Baring: „Sehr verehrter Herr Bundeskanzler! Heinrich von Brentano im Briefwechsel mit Konrad Adenauer. 1949-1964“; unter Mitarbeit von Bolko von Oetinger und Klaus Mayer; Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1974; 509 S., 45,- DM.

Der allgemeininteressierte Leser kommt in diesem Werk nicht zu kurz, da der Herausgeber lange Briefzitate mit stilistischem Geschick und analytischer Schärfe zu einem ausgesprochen lesbaren und lesenswerten Kommentar bundesdeutscher Zeit- und Diplomatiegeschichte zusammengeschweißt hat.

Über die Menschen Brentano und Adenauer erfährt man aus den Briefen wenig — zumindest nicht direkt. Der Leser kommt aber kaum umhin, im Mit- und Gegeneinander der gänzlich verschiedenen Temperamente den ungewissen Wechselwirkungen zwischen Psyche(n) und Politik nachzuspüren. Oft im aufbrausenden Ärger (Adenauers) und als hartnäckige Rechtfertigung (Brentanos) verfaßt, liefern die nüchternen Schriftstücke doch immer wieder faszinierende Fingerzeige der Persönlichkeit.

Nicht nur im Aussehen verkörperte Adenauer eher den „Fuchs“ als den „Löwen“ in Machiavellis politischer Zoologie. Dagegen war Brentano seinem entfernten Vorfahren, dem Romantiker Clemens von Brentano, verblüffend ähnlich — eine viel schwächere, durch Veranlagung, Erziehung und Denkungsart dem selbstbewußten Greis unterlegene Figur, wie Arnulf Baring in seinem einleitenden Essay schreibt.

Nur zögernd hatte Adenauer, der ja von 1951 bis 1955 sein eigener Außenminister war, Brentano das Auswärtige Ressort überlassen. Auch nach 1955 ließ er sich vom Auswärtigen Amt nicht in die Zügel greifen. Oft genug dagegen nahm er Brentano an die Kandare der Richtlinienkompetenz des Kanzlers. Schon am 23. Mai 1955, zwei Wochen vor der Amtsübergabe, schrieb er ihm: „Ich bitte Sie daher, mich nicht mißzuverstehen, wenn ich bis auf weiteres... die Führung der europäischen Angelegenheiten, der Angelegenheiten der USA und der SU, sowie die Konferenzangelegenheiten... in der Weise in der Hand behalte, daß ich über alles informiert werde, daß Sie die Schritte, die Sie zu tun beabsichtigen, mir rechtzeitig mitteilen... Nach außen soll das nicht hervortreten.“

Diese Spannung zwischen Adenauers brutal und finsternisreich verteidigtem Herrschaftsanspruch und Brentanos seltsam energielosem Ehrgeiz zieht sich wie ein klassischer Vater-Sohn-Konflikt durch die gesamte Korrespondenz. Kameswegs war Brentano nur ein unkritischer Erfüllungshelfer seines Kanzlers. Als Außenminister ist er regelmäßig mit Denkschriften und Entwürfen an Adenauer herangetreten. Welche entsprangen seiner außenpolitischen Überzeugung, welche seinem innenpolitischen Profilierungsbedürfnis? Wie dem auch sei — gegen den robusteren Willen des Rhöndorfers konnte oder wollte er sich nicht durchsetzen. Treffend bemerkt dazu Baring, „daß Brentano... gelegentlich den Mund spitzte, aber dann doch nicht piff...“.

Vergessene Ansätze

Ein Großteil dieses Buches ist der noch mäßig erforschten Außenpolitik der späten fünfziger Jahre gewidmet. Auch auf diesem Terrain bewegt sich Baring mit dem sicheren Stil und der fundierten Urteilskraft, die schon seine frühere Arbeit *Außenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie* (1969) ausgezeichnet hat. Nicht alle ostpolitischen Neuansätze der sechziger Jahre —

Gewaltverzicht, diplomatische Beziehungen zu Osteuropa und der Dialog mit Moskau — sind ja den Hirnen der sozial-liberalen Koalition entsprungen. Um so merkwürdiger, daß die CDU/CSU die geistigen Ursprünge der „neuen“ Ostpolitik in der Hitze der Wahlkämpfe so großzügig vergessen hat.

Der Briefwechsel — eine der wichtigsten Quellen der Ära Adenauer — zwischen Kanzler und Außenminister wirft eine Fülle neuen Lichts auf diese halbvergessene, halbverdrängte Periode der bundesdeutschen Außenpolitik. Spätestens seit Chruschtschows Berlin-Ultimatum war die Bonner Außenpolitik, die ja bis dato den unheilbaren Widerspruch zwischen nationalstaatlichem Wollen und politischer Wirklichkeit mit dem vertraglichen Wiedervereinigungsversprechen des Westens kaschieren konnte, in eine tiefgreifende Identitätskrise geraten. Auf die Probe gestellt, schien die westliche Politik dem sowjetischen Druck nichts anderes entgegenzustellen als eine dürftig verhüllte Konzessionsbereitschaft auf Kosten Deutschlands.

Brentano zeigt sich in dieser Zeit zwar als Meister der finassierenden Taktik, streckenweise sogar als flexibler Denker, aber auch als der klassische „zweite Mann“, der das Dogma noch hochhält, wenn der Chef bereits neue Positionen bezogen hat. Seit 1958 versuchte Adenauer vergebens, die Verbindung mit Moskau zu aktivieren, die er 1955 hergestellt hatte. Der „Westdogmatiker“ Brentano, der sich damals schon „wie im Zelt einer Räuberbande“ gefühlt und den Botschafteraustausch mit Moskau abgelehnt hatte, begann einerseits (wie sein Intimfeind Schröder nach 1961) den Ausgleich mit Osteuropa anzustreben, andererseits wieder den Gleichschritt mit dem Westen zu suchen. Auf jeden Fall warnte er den Kanzler vor einer Politik „des Verhandeln nach mehreren Seiten in der falschen Vorstellung, daß man das Eigengewicht Deutschlands... doch noch erfolgreich benutzen könnte“.

Schon 1956 erzog der Außenminister öffent-

lich die Preisgabe der Ostgebiete. Und 1959 entwickelte er jene „Geburtsfehlertheorie“, die der Großen Koalition 1967 die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Rumänien erlaubte. Adenauer hingegen sah den eigentlichen Adressaten einer deutschen Ostpolitik immer nur in Moskau, zumal er nach 1958 nicht mehr hoffte, den Westen noch länger an das alte Junktim zwischen Entspannung und Wiedervereinigung ketten zu können. So versuchte er den Sowjets schon 1958 eine „Österreich-Lösung“ (demokratisches Regime plus militärische Neutralität) für die DDR schmackhaft zu machen.

Opfer für den Kanzler

In ihrer Ratlosigkeit haben allerdings beide die Position der DDR gründlich verkannt. Im März 1961 schrieb Brentano mit bemerkenswerter Klarsicht: „Es kommt der Sowjetunion eben entscheidend auf den politischen Status der Zone an... Ein solches (Österreich-)Geschäft läßt sich mit der Sowjetunion gar nicht machen, ... die sich... darüber im klaren ist, daß eine Änderung der politischen Verhältnisse in der Zone unabsehbare Auswirkungen im ganzen Satellitenbereich nach sich ziehen würde.“ Aber wie Schröder noch erfahren sollte, war auch die Isolierung der DDR durch Annäherung an Osteuropa kein machbares Geschäft, weil die DDR mittlerweile zur strategischen Klammer des gesamten Systems geworden war.

Im Jahre 1959 begann der unaufhaltbare Abstieg Adenauers. Brentano blieb sich und seinem Kanzler bis zum Schluß treu, als er während der schwierigen Koalitionsverhandlungen mit der FDP im Herbst 1961 sein Amt opferte, um Adenauer noch einmal den Weg ins Kanzleramt freizubahnen. „Wir waren Freunde im wahrsten Sinne des Wortes“, sagte Adenauer 1964 während der Trauerfeier im Bundeshaus, „er war ein lauterer Mann, ein Kämpfer, ein stiller Dulder.“ Er war kein Talleyrand, sondern ein getreuer Eckart am Bonner Venusberg.

Neu bei Kiepenheuer & Witsch

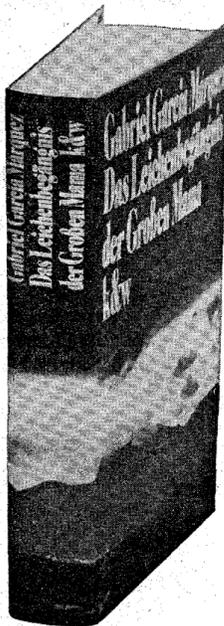


Jubiläumsausgaben

Henry James: Bildnis einer Dame
Roman. Aus dem Englischen von Hildegard Blomeyer. Mit einem Nachwort von Henry James, 640 Seiten, gebunden DM 18,80

Richard Powell: Die Kwimpers
Roman. Aus dem Amerikanischen von Walter Hasenclever. 324 Seiten, gebunden DM 16,80

Joseph Roth: Hiob
Roman eines einfachen Mannes. 224 Seiten, gebunden DM 14,80

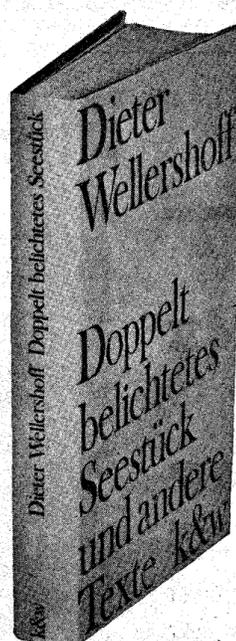


Gabriel García Márquez

Das Leichenbegängnis der Großen Mama

und andere Erzählungen.
Herausgegeben, aus dem Spanischen übersetzt und mit einem Nachwort von Curt Meyer-Clason. 312 Seiten, gebunden DM 29,80

Gabriel García Márquez ist wahrscheinlich der Autor, der zur Weltgeltung der heutigen spanisch-sprachigen Literatur das meiste beigetragen hat. Berstend von Geschichten und Legenden, Realismus und Mythos miteinander verflechtend... hat er das seltene Kunststück fertiggebracht, die Achtung der Literaten und gleichzeitig die Liebe einer weltweiten Leserschaft zu gewinnen.
Dieter Zimmer, Die ZEIT



& Witsch

Zum ersten Mal stellt sich Wellershoff mit Erzählungen und Gedichten vor. Alle Texte sind Teile einer Selbsterforschung, von der Wellershoff sagt: „Dies alles ist eine Geschichte, die, die am schwersten zu erzählen ist.“ Durch das scheinbar Private dringt der Autor zur condition humaine unserer Tage vor.

Dieter Wellershoff

Doppelt belichtetes Seestück und andere Texte.
304 Seiten, Format: 14 x 22 cm, Broschur DM 24,-